



AYALA GOLDMANN



Das Problem mit dem Messias

(Lesezeit: ca. 2'01)

Eines Tages, ich saß wie jede Woche im Kellerzimmer ihrer Praxis im Grunewald, hatte meine Therapeutin Geula – zu deutsch «Erlösung» – genug von meinem Gejammer. «Der Messias wird nicht von alleine kommen. Sie müssen endlich die Initiative ergreifen und selbst einen Mann suchen», sagte sie und guckte mich streng über ihre Brillenränder an. Geula ist Analytikerin. Eigentlich dürfte sie mir keine Ratschläge geben, sondern müsste meinen Leidensdruck anwachsen und mich frei assoziieren lassen, bis ich vor Frust platze. Aber weil meine Therapeutin aus Israel kommt, hält sie nichts von fruchtloser Selbstbefriedigung im Angesicht ihrer Couch, auf die ich mich aus Prinzip nicht legen will. Israelis müssen einfach Ratschläge geben, sie können nicht anders, sie wissen immer alles besser. Warum vögelt der Israeli nicht auf der Straße? Weil sonst sofort zehn andere Israelis ankommen und ihm erklären, welche Stellung auf dem Asphalt die praktischste ist.

Aber Geula hat natürlich Recht. Schließlich werde ich dieses Jahr 35, die biologische Uhr tickt immer

lauter – und warum soll ich Hormone aufstauen und vor mich hin leiden, bis es zu spät ist? Ich habe ihr unterstellt, sie suche nur guten Stoff für die Therapiestunden, aber sie hat mir versichert, dass es ihr um mich geht. Weil Geula hartnäckig war und ich nicht wollte, dass sie mich jede Woche nervt, habe ich eine Kontaktanzeige in einer seriösen Berliner Tageszeitung geschaltet. «Blauäugige Journalistin, 34, sucht netten Mann für den Sommer oder für länger.» Der Lead war, in meinen Augen, perfekt. Blauäugig bin ich in mehrerer Hinsicht, Journalistin auch. Immerhin habe ich mehr als 30 Zuschriften bekommen, aber leider war nicht der Richtige dabei. In einer der nächsten Stunden drückte Geula mir einen Flyer von Chabad Lubawitsch in die Hand, eine Einladung zum «Ersten Jüdischen Speed-Dating in Deutschland». Um offen zu sein, ich bin kein Freund der Chabadniks. Bei der letzten Purim-Party in der Fasanenstraße sollen sie laut Augenzeugenberichten eine Trennwand aufgestellt haben, damit Frauen und Männer nicht sündigen und chas ve-chalila, Gott bewahre, zusammen tanzen. Später hieß es, der Trennwandaufsteller sei

betrunkener gewesen, aber die Chabadniks missfallen mir auch, wenn sie nüchtern sind. Das von Lubawitsch mitveranstaltete Speed-Dating konnte mich also nicht reizen, doch schließlich bekam ich einen Auftrag vom Radio und ging hin, aus rein beruflichen Gründen. Aus dem Lautsprecher im Hotel Interconti dröhnte der «Messias-Song». 14 jüdische Männer an einem einzigen Abend, mir platzte der Kopf, ich redete 14 x 7 Minuten über meine Zeit in Israel und meine Pläne und die Zukunft des jüdischen Volkes. Mir gegenüber saßen hoffnungsvolle Männer aus den Landen der ehemaligen Sowjetunion, sehr nett und sehr jung, sehr jüdisch und todlangweilig. Ich holte mir meine O-Töne und hatte alle Gesprächspartner sofort vergessen. Also richtete ich eine zweite Annonce an unsere nichtjüdischen Mitbürger. Diesmal bekam ich eine Antwort, die mir den Atem verschlug. «Hallo, blauäugiges Mädchen, hier schreibt dir ein gutaussehender, charmanter junger Mann – das finden jedenfalls meine Freunde. Ich bin 1,93 groß, schlank und habe blau-grüne Augen, die mehr sagen können als Worte. Ich bin romantisch, zuverlässig, verantwortungsbewusst und grundehrlich. Leider schreibe auch ich nur über die Liebe, da mir nichts anderes übrig bleibt. Der Grund ist, dass ich zur Zeit in der JVA Moabit bin, wie du sicherlich an meiner Adresse gesehen hast. Ich mache viel Sport und arbeite für die Gefangenenzzeitung, in der Türkei besitze ich ein eigenes Restaurant am Meer. Und wenn ich nicht gerade hier bin, dann verreise ich gerne in fremde Länder. Schreibst du mir? Cahit.»

Ich habe Cahit noch nicht geantwortet, aber er läuft ja nicht weg. Eines muss ich zugeben, ich habe bei meiner Suche auch einen Mann ohne Registereintrag kennen gelernt. Ohne eigenes Restaurant, man kann halt nicht alles haben. Er ist Katholik, aber sehr formbar. Ich hätte meinen Sohn beschneiden und in die jüdische Grundschule schicken dürfen, wenn wir Nachkommen in die Welt gesetzt hätten, das war alles schon

geklärt. Wir haben uns aber aus anderen Gründen verkracht. Eigentlich wollte ich Silvester mit meinem neuen Freund nach Rom fahren, stattdessen saß ich wieder bei meinen Eltern auf dem Sofa. Nach Neujahr beschloss ich dann, andere Saiten aufzuziehen, diesmal nicht nur Geula zuliebe. Ich konnte es einfach nicht mehr aushalten. Im Internet meldete ich mich zu einem «Single-Skikurs» an. Meine Mutter fand es unmöglich, dass ich mit dem Bus von Hannover nach Tirol fahren wollte, und meine lesbische Jugendfreundin meinte höhnisch: «Na, dann viel Spaß mit den Hetero-Männern.» Schon auf der Hinfahrt konnte ich nicht schlafen, weil der Reiseleiter uns mit dem Song «Heeeeeeeeh – Ab auf die Piste!» beschallte und ein sturzbetrunkener Hamburger stundenlang von «Popp-, Popp-, Poppenbüttel» schwafelte. Im Stubaital litt ich unter Höhen-schwindel, und auf dem Gletscher habe ich in 3000 Metern Höhe auf jede Piste gekotzt. Das Wetter war neblig, die Skifahrer waren langweilig und interessierten sich nur für Marillenschnaps und Sekt in der Sauna. Der einzig halbwegs interessante Mann litt unter einer generalisierten Angststörung. Beim Mittagessen in der Skihütte stapelte er bis zu fünf Tavor neben seinem Spaghetti-Teller, gegen die Panikanfälle. Er war 30 und Finanzdirektor eines Großkonzerns in Düsseldorf. Eines Abends erzählte ich dem Jungmanager vom Zeilenhonorar der freien Journalisten. Die Augen des Aufsteigers weiteten sich vor Mitleid, und er beschloss, mir einen anständigen Job zu verschaffen. Bei Bertelsmann, weil er da Beziehungen ohne Ende hat. Nebenbei ließ er durchblicken, er möge nur rasierte Frauen. Natürlich war ich scharf auf den Job, aber ich blieb standhaft und beschloss, mich nicht zu verkaufen. Das war vernünftig, weil es die Stelle des Finanzdirektors bei dem Düsseldorfer Großkonzern gar nicht gibt – das hat mein Anruf bei der Pressestelle ergeben. Mein zweiter Verehrer im Stubaital raubte mir dann die letzten Illusionen über den Sinn dieser Skireise. Weil mir meistens

schlecht war, verbrachte ich die Tage auf meinem Hotelzimmer. Der Direktor des Vier-Sterne-Hotels «Zum Holzhacker» rief mich wiederholt auf meinem Zimmer an und forderte mich schließlich auf, in den dritten Stock zu kommen und mit ihm «ein bisserl Zeit» zu verbringen. Als ich ihn abblitzen ließ, servierte er mir eine überhöhte Telefonrechnung, drohte mir mit der Gendarmerie, als ich nicht zahlen wollte, und wies mich mit den Worten aus seinem Hotel: «Schleich dich, lausiger Krüppel!»

Der Schock saß tief, aber als aufgeklärter Mensch riss ich mich zusammen und beschloss, aufgrund dieser Erfahrungen nicht gleich das ganze österreichische Volk zu verdammen. Wieder in Berlin, verlegte ich mich auf Parship, das seriöse Online-Dating einer großen Hamburger Wochenzeitung. Mein erster Treffer war ein schwäbischer Drehbuchautor, der das Kopftuch als Verbindung islamischer Frauen zu Gott wertet. Wir gingen schick essen und stritten uns über Toleranz, wir zahlten getrennt, und dann schlug mein Dating-Partner vor, um die Rechnung zu knobeln: Stein, Schere, Brunnen, Papier. Der Schwabe hat natürlich gewonnen und kann jetzt die Bewirtungsspesen beim Finanzamt absetzen. Heute Abend war meine Mailbox wieder voll: Mir schrieb ein TV-Journalist aus Wiesbaden, er sucht eine Begleiterin für das Musical «Les Misérables» an einem der kommenden Wochenenden. Er will für eine Fernsehübertragung in die Hauptstadt reisen, das hat er groß raushängen lassen, aber sowas beeindruckt mich natürlich nicht. Trotzdem wollte ich ihm eine Chance geben, aber er verlangte ein Bild vorab, und das habe ich nicht eingesehen. Er ließ mich dann wissen, ich sei nicht die einzige, die er ange-mailt habe – und Frauen mit Fotos hätten bei ihm einfach bessere Karten. Er würde sich melden, liebe Grüße, Michael. Ich gab mich geschlagen, ließ mich von seiner Warteliste streichen, holte mir ein Bier, legte mich in die Badewanne und rief

meine Mutter an. Sie tröstete mich nach besten Kräften, aber eines habe ich ihr verschwiegen: Ich habe noch einen Online-Kandidaten in petto. Er ist Katholik und Psychologe, nur drei Jahre älter als ich. Vor zwei Wochen saß ich stundenlang mit ihm in meinem Lieblingscafé in Kreuzberg, wir haben uns prächtig unterhalten. An sich bin ich nicht mehr so entgegenkommend wie in meiner Jugend, immer diese Völkerverständigung, aber diesem blonden und blauäugigen Mann habe ich mit Engelsgeduld die Juden erklärt. Wer die so sind, wo die wohnen, was die essen und was sie alles glauben. Leider habe ich ihm auch erzählt, dass Geula mich auf die Idee mit dem Dating gebracht hat. Das war wohl der entscheidende Fehler, denn er meldet sich nicht mehr. Geula findet nicht, dass es ein Fehler war. Sie sagt, ich solle nicht immer alles auf eine Karte setzen. Dass der Messias zögert, ist noch lange kein Zeichen, dass er niemals kommen wird, meint sie. Ich wollte, ich wäre Geula. Sie wohnt in einer Villa im Grunewald und ist mit einem Italiener verheiratet. Sie schickt ihre Söhne in die jüdische Grundschule und lacht, wenn ich vom Messias rede. Ich sollte bloß nicht glauben, sagt Geula, dass eine Beziehung immer idyllisch wäre, schon gar nicht eine binationale Ehe. Sie findet, bei meinem Temperament würde ein Jude am Besten zu mir passen. Was soll ich also jetzt versuchen? Chassidisches Skifahren? Online-Dating für Reformjuden? Einmal im Monat zum jüdischen Stammtisch in die «Seerose» am Mehringdamm, «nette jüdische Leute treffen»? Koscheren Yogi-Tee trinken? Shalom Shanti? Mich sinnlos betrinken, gegen die Wand rennen, mich taufen lassen und ins Kloster gehen? Nein, ich werde einfach abwarten. Mein Glaube, dass die Erlösung mit einem Mann zusammenhängt, ist womöglich falsch. Selbst der berühmte Rabbi Ullah hat gesagt (Mischna, Traktat Sanhedrin, 98b): «Mag der Messias kommen – ich aber will ihn nicht sehen.»